Volker Müller

QUARTETT FÜR DIE EWIGKEIT

Essays, Aufsätze, Betrachtungen (1)

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2019

Die Kunst ist nicht da, um Reichtümer zu erwerben.
Robert Schumann

Wenn das Herz gesund ist, ist der Kopf nie ganz schlecht.
Theodor Fontane

Dieses Buch ist im Besonderen jenen lieben Kolleginnen und Kollegen aus Zeitungen und Journalen gewidmet, mit denen ich zusammenarbeiten durfte.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.de/DE/Home/home_node.html abrufbar.

ISBN 978-3-96145-858-5

Copyright (2019) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Titelbild © Karsten Schaarschmidt

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

16,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

INHALT

Heiße Eisen 9
Wahlergebnisse 9
Unglücklichste Version 11
Die Sache mit dem Lachen 12
Das Denkmal in Hamburg 14
Nachdenken über Verfahrensweisen 21

Von großen Männern 23
Bach, der Ägypter und Feuerländer 23
Goldene Flügel 28
Quartett für die Ewigkeit 34
Robert Schumann in Bayern 36
Haltepunkt Hildburghausen 41
Nationalgenie und Courmacher 49
Rührende Geschichten 54
Briefe, die tief blicken lassen 64
Jenaer Mysterien 74

Heimatklänge 80
Flucht aus dem Kernland 80
Der dunkle Punkt von Reichenbach 84
Der Reichenbacher Denkmalstreit 87
Robert Schumann und Bad Elster 89
Der verdeckte Marsch auf Greiz 107
Ein aufopferungsvoller Schulmeister 109
Eine fast kindliche Natur 111
Ein Helfer August Bebels 114
Der sächsische Fontane 116
Immer und überall auf der Pirsch 117
Nachtwanderer 120
Späte Sympathie 122
Geheimer Frust 124
Die Heimat und die Welt 133
Rotschauer Gänge 135
Thüringen im Glück 137
Kühner Vorreiter 140

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Aus heiterem Himmel **142**
Zeugen der Anklage 142
Der verlorene Bruder 144
Ein offenes Wort 146
Greizer Kalenderblatt 148
Schwieriges Zeitzeichen 150

Über Bücher **153**
Mehr Masse als Klasse 153
Schweigen ist Gold 155
Tüchtig weltfremd 158
Dichter ohne Vaterland 159
Notenkundige Helfer 160
Reizvoller Nebenzweig 162
Grenzerfahrung 164
Zweierlei Maß 165
Diplomat und Dickkopf 167
Gegen den Strom 169
Späte Gerechtigkeit 170
Ein Katastrophenbuch 171
Glanzlose Routine 172
Das ewig Gleiche 173
Der gelassene Idealist 175

Menschen und Zeiten **177**
Zerstörte Idylle 177
Ein feindlich-negativer Personenkreis 180
Tagebau 184
Katz- und Maus-Spiel mit der Stasi 187

Ein Protokoll **196**
Von Fünfjahrplänen und Naturtönen 196

Schmergower Skizzen **211**
Die Pflaumenallee 211
Der Kossätenplan 217
Ein Rest Bruchwald 224
Am Alten Weg 228
Links und rechts vom Deich 235

Zwei Beigaben **239**
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Anmerkungen 243
Vorsätze 243
Heiße Eisen 243
Von großen Männern 244
Heimatklänge 246
Aus heiterem Himmel 249
Über Bücher 249
Menschen und Zeiten 249
Ein Protokoll 251
Schmergower Skizzen 251
Beigaben 252
Entnommen aus Büchern des Autors 252
Erwähnte Personen 253

Zum Autor 260

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

HEIßE EISEN

Wie ruppig verlaufen historische Momente
und wie gut nehmen sie sich in der Beschreibung aus.

Theodor Fontane an seine Tochter Martha am 9. März 1888

WAHLERGEBNISSE

Fünf Jahre nach dem Mauerfall droht ein Streit die Nation zu spalten – ausgerechnet über die PDS (1), die Nachfolgepartei der SED. Gestritten wird in den Parteien: Als „linksextrem" im Westen bezeichnet oder ignoriert, ist die PDS in den meisten östlichen Landesparlamenten längst zur Normalität geworden. Mit ihr wird kalkuliert – und zusammengearbeitet. Sozusagen symbolisch für diesen Streit über die „Partei des Demokratischen Sozialismus" stehen die Schriftsteller Günter Grass und Stefan Heym, jeder auf seine Weise untrennbar verbunden mit der Sache der Demokratie: Der eine konnte ganz praktisch für sie einstehen; den anderen hielt die Sehnsucht nach ihr am Leben. Stefan Heym tritt zur Bundestagswahl in Berlin für die PDS gegen Wolfgang Thierse (SPD) an.

Aber auch auf der Straße, bei Familienfeiern, in Büros und Werkhallen wird in Ost und West gestritten über die PDS, oder besser gesagt darüber, warum so viele Ostdeutsche diese Partei wählen.

Es ist nun einfach nicht wahr, dass die meisten DDR-Bürger Unrecht und Doppelgesichtigkeit des Mauerstaats erst später (als es schon beinahe zu spät war) vollends durchschaut hätten. Die Bezirkssekretäre, die Kreissekretäre der SED, die Stasi samt ihrer Zuträger, die Repräsentanten der meisten staatlichen Organe waren stets alles andere als geliebt, wurden vielmehr wegen ihrer traurigen Rolle verachtet und wo es nur ging gemieden. Umso schwerer fassbar ist die derzeitige Situation: Heute stellt sich manche, mancher von ihnen zur Wahl und überflügelt diejenigen, die oft über Jahrzehnte gegen den Unrechtsstaat DDR gekämpft haben. Gäbe es

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

beispielsweise im Bundesland Brandenburg nicht profilierte Persönlichkeiten wie Regine Hildebrandt und Manfred Stolpe – wer weiß, vielleicht stünde die PDS angesichts der Schwäche der brandenburgischen CDU dort sogar vor dem Griff zur Macht.

Natürlich vergisst der Mensch leicht, steigt die Vergangenheit in der Erinnerung, während der Gegenwart Undank zuteilwird. Doch das ist es nicht allein, was die Leute zu Zigtausenden in die Arme der PDS treibt, ebenso wenig das viele Neue und Ungewohnte, das auf die einstigen DDR-Bürger eingestürmt ist. Und es ist beileibe auch nicht allein der – oft für immer – verlorene Arbeitsplatz.

Im Osten haben Millionen in den zurückliegenden Jahren ihr Leben neu bewerten müssen. Viele von ihnen sind dabei zu überraschenden Schlüssen gelangt, kaum vermittelbar einem Gegenüber im Westen, der die Zeit der DDR nicht aus eigenem Erleben kennt. Es gibt nicht wenige Menschen hier, denen die offensichtliche Allmacht des Geldes, das Mahlwerk der bundesdeutschen Bürokratie und die Vollmachten und Ansprüche ihres jeweiligen Dienstherrn inzwischen fast ebenso viel Schrecken einjagen, wie es einst die Stasi tat. Die DDR kennzeichnete ein System totalitärer Herrschaft, aber es gab keine eigentlichen „Herren", die sich Lichtjahre weit über einem bewegen und die dorthin nur allzu oft durch Betrug und Skrupellosigkeit gelangt sind – und sich dessen noch rühmen.

Soll die neue Mauer, der Frust zwischen Ost- und Westdeutschen, nicht übermächtig werden, muss neu nachgedacht werden auch über die DDR. Ja, sie war ein Staat des Schießbefehls, der Chemiekloaken und maroden Häuserzeilen. Und dennoch führt nichts so sehr in die Irre wie die mancherorts bereits zur Formel erstarrte Gleichsetzung des Zusammenbruchs 1945 mit dem des Jahres 1989. Auch der Untergang der DDR war folgerichtig und von vielen ersehnt. Doch: In diesen vierzig Jahren wurde in einem Teil Deutschlands – aus welchen Motiven und mit welchem letztendlichem Misserfolg auch immer – ein weitaus radikalerer Bruch mit dem alten Deutschland vollzogen als im Westen. Daraus resultierten eigene Freiräume und auch Leistungen. Sie haben Generationen von Menschen geprägt und sind mit auf die Waagschale zu legen. *(1994)*

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

UNGLÜCKLICHSTE VERSION

Der Greizer Theatersaal war immer auch ein Ort der Politik. So traten dort vor 1989 die jeweiligen Kreissekretäre der SED an das fahnengeschmückte Rednerpult oder Gäste aus den Parteizentralen in Gera und Berlin. Es waren dies, wie wir alle wissen, keine Stunden der Toleranz, der ganzen Wahrheit, der Fairness. Dafür gab es umso mehr Schönrednerei, Verunglimpfung, hanebüchene Propaganda und – das Schüren von Hass. Von Hass gegen den Klassenfeind, der immer – wenn auch nicht vordergründig – eine geographische Zuordnung hatte. Mit diesem Spuk ist es seit einigen Jahren glücklicherweise vorbei.

Dass nun ausgerechnet die Rede des Europaabgeordneten Dr. Otto von Habsburg zum diesjährigen Neujahrsempfang der Kreise Greiz und Zeulenroda und der Stadt Greiz in peinlicher Weise an jene unseligen Zeiten erinnerte, ist eigentlich nicht zu glauben – aber es ist so.

Der Krieg in Bosnien sei, so von Habsburg, durch eine Rede des amerikanischen Außenministers James Baker 1991 in Belgrad „losgetreten" worden. Der einzige Ausweg aus dem angerichteten Desaster: Eine Aufhebung des Waffenembargos für die Kroaten und Muslime, damit sich ein Gleichgewicht gegenüber den Serben ergibt, die über Rumänien durch Russland mit Kriegsgerät versorgt werden. An dieser Stelle bricht der Gedankengang ab. Wie es konkret in jenem Bosnien weitergehen soll, wenn dann mehr Waffen im Einsatz sind, der Krieg sich weiter ausdehnt, erfahren wir nicht.

Die USA und Japan werden an einer anderen Stelle der Rede als „in Wahrheit wirtschaftliche Zwerge" bezeichnet. Die Passagen zu Russland grenzen gar an Demagogie. So wie 1933 „Mein Kampf" unterschätzt wurde, sagt von Habsburg, würden heute in Deutschland die Aussagen russischer Generäle beispielsweise zum Baltikum nicht für voll genommen. Der Redner lässt außer Acht, dass Russland derzeit nicht mit einer Stimme spricht, die Extremen setzt er für das Ganze und nimmt dann eine schmachvolle Epoche des eigenen Landes zum Anlass, einer anderen Nation von vornherein das gleiche Ausmaß an Verirrung zuzutrauen.

Kürzlich hat ein führender Repräsentant der deutschen Rechtsradikalen mit Blick auf einige ultrakonservative Gruppierungen gesagt, sie würden in

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Deutschland zwar selbst nichts Entscheidendes bewegen können, als „Durchlauferhitzer für uns“ seien sie jedoch allemal gut. Es gab Passagen in der Hauptrede am Freitag im Greizer Theater, die mit einer solchen Einordnung korrespondierten. Wer sagt, doch endlich mit der geschichtlichen Überbewertung der Zeit zwischen 1933 und 1945 aufzuhören und damit die Forderung nach einem gesunden Nationalgefühl verknüpft, der weist – und sei es ungewollt – einen Weg, der hin zur Auschwitz-Lüge und Schlimmerem führen kann.

Die Reaktionen der Gäste am Freitag auf die Habsburg-Auslassungen reichten von blankem Entsetzen über amüsierten Spott, teilweiser Akzeptanz bis hin zu begeisterter Zustimmung. Als Rede anlässlich eines Neujahrsempfangs, zu dem sich Vertreter unterschiedlicher politischer Richtungen und sozialer Interessenvertretungen versammelt hatten, war die 1994er Version die bisher wohl unglücklichste. *(1994)*

DIE SACHE MIT DEM LACHEN

Es passierte mir immer wieder. Ich konnte nicht lachen. Ich saß, während sich die anderen prustend auf die Schenkel klopften, traurig in der Ecke und war ratlos. Es passierte mir bei den unpassendsten Gelegenheiten. Ich war verzweifelt. Ich kann es nicht anders sagen.

Besonders schlimm war es, als der frühere Bundespräsident Richard von Weizsäcker Greiz besuchte und in der Stadtkirche St. Marien sein Buch „Vier Zeiten“ vorstellte. Der Gast las und sprach langsam und es war auch ein bisschen langweilig. Einmal allerdings ging es hoch her. Weizsäcker schilderte, wie er den 9. November 1989 erlebte. Er war von Bonn nach Berlin gefahren, um sich ein eigenes Bild von den Ereignissen an der Mauer zu machen. Es war ihm nicht ganz wohl dabei. Immerhin handelte es sich noch um eine Staatsgrenze, zumindest um eine Demarkationslinie. Durfte er so einfach auf diese Nahtstelle zugehen? Was war mit den Grenztruppen der DDR? Waren sie noch an Ort und Stelle? Wie würden sie sich ihm gegenüber verhalten? Könnten sie sich durch sein Erscheinen nicht provoziert fühlen?

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Weizsäcker schloss sich in Berlin einem Zug Menschen an und überquerte mit ihm den Potsdamer Platz. Wie er schließlich vor der Mauer stand, auf der, wie er es im Fernsehen gesehen hatte, Jung und Alt tanzte, baute sich ein baumlanger Offizier der Grenztruppen der DDR vor ihm auf, salutierte stramm und schnarrte, ohne eine Miene zu verziehen: „Herr Bundespräsident, ich melde: Keine besonderen Vorkommnisse."

Was für ein frohes, befreiendes Lachen brauste da in der Kirche auf!

Ich lachte nicht. Ich konnte nicht lachen.

Es ging mir an dem Abend wie bei anderen Anlässen. Wenn etwa Ulbrichts Satz vom 15. Juni 1961 „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten" vom Band kam oder Honeckers Wort, nicht Ochs und Esel könnten den Sozialismus in seinem Lauf aufhalten. Oder wenn wieder einmal das greise Politbüro eingeblendet wurde, wie es zum 1. Mai Fähnchen schwenkend auf der Tribüne stand, jene Gesichter voller Niedrigkeit, Ignoranz und Arroganz. Ich konnte darüber nicht mit den anderen froh sein und schadenfroh schon gar nicht.

Mein Verhalten wurde als merkwürdig empfunden. Anfangs verteidigte ich mich. *Alles* sei ja nicht schlecht gewesen damals und *heute* sei nicht alles gut. Aber schließlich kam ich mir selber komisch vor. Ein Leben lang hatte ich gehofft, die Herrschaft der SED würde nicht von ewiger Dauer sein und nun wollte ich nicht mit einstimmen in den Triumph.

Licht ins Dunkel kam endlich durch einen Zufall. Meine Zeitung schickte mich in das Literaturcafé des Reichenbacher Goethe-Gymnasiums. Dort war der Deutschlehrer Gerhard Hieke zu Gast. Der Weißhaarige erzählte von seiner mehr als drei Jahrzehnte währenden Freundschaft mit Jürgen Fuchs. Er erzählte so spannend und eindrucksvoll, dass die Gymnasiasten Raum und Zeit vergaßen und am Ende sogar Fragen hatten. Eine war: „Wie stehen Sie heute zur Idee des Sozialismus?" Hieke darauf: „Ich finde sie immer noch schön, aber mehr rührend-schön und ich weiß keinen Weg dorthin." Als er merkte, dass das den jungen Zuhörern nicht genügte, sagte er noch: „Ja, so ist das nun mal. Als Student wollte ich die Welt verändern, unter dem war es nichts. Das Weltall nicht, aber auf jeden Fall die Welt. Als junger Lehrer glaubte ich immerhin noch, die DDR verändern zu können. Heute gehe ich glücklich aus der Schule nach Hause, wenn ich meine, ich habe von zwanzig Schülern drei, vier vielleicht erreicht."

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Da war große Rührung in der Runde. Am frohesten aber war wohl ich. Denn in dem Moment hatte sich mein Rätsel gelöst. Die warmen Worte des alten Lehrers hatten mich an etwas erinnert. War mir nicht in früher Kindheit, ganz am Anfang, in den hoffnungsvollen fünfziger Jahren, beigebracht worden, dass es eine gemeinsame Zukunft für alle Menschen gibt, dass Krieg, Hunger, Hass und Ausbeutung einmal ein Ende haben werden, dass alles noch gut wird auf der Welt?

Zwischen diesem schönen, naiven, längst vergessenen Kinderglauben und den knöchernen Repräsentanten der DDR gab es offenbar bei mir ganz tief im Hinterkopf eine geheime Verbindung, weshalb immer, wenn die Herren völlig zu Recht und aus gutem Grund vorgeführt wurden, das im Verborgenen auch meinem Traum in die Brust schoss.

Das ist mir an dem Nachmittag im Reichenbacher Literaturcafé glücklich aufgegangen und ich bin einen großen Schritt vorangekommen. Ich sitze nicht mehr ratlos in der Ecke in jenen bestimmten schwierigen Momenten, mein Kopf ist vielmehr klar und ich kann jedem in die Augen schauen. *(2001)*

DAS DENKMAL IN HAMBURG

Es war im Bachjahr 2000, im September. Ich besuchte die Bachstadt Lübeck, um Eindrücke für mein Feuilleton „Johann Sebastian Bach und der hohe Norden“ zu sammeln. Nachdem ich die Lübecker Backsteindome zur Genüge bestaunt und mir alles den großen Musiker Betreffende in Erinnerung gerufen, auch einiges Neue herausbekommen hatte, wollte ich weiter nach Lüneburg. Die Route führte über Hamburg, wo ich mich zu einem Zwischenhalt entschloss.

Der Eindruck, den die große Stadt auf mich machte, war gewaltig. Hatten in Lübeck ab und an einzelne hohe Kirchentürme die Sonne verdeckt, so ließen an der Elbe mächtige Häuserfronten soweit das Auge blickte keinen wärmenden Strahl mehr durch. Und was für Schriften thronten auf den Fassaden! Es waren die Namen von Körperschaften, Allianzen, Fusionen, Kooperationen, Konföderationen, Transaktionen und anderen schwer auf den Punkt zu bringenden Gebilden, von denen wir nur eins wissen: Sie haben die

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Macht. Selbst große, belesene, weitgereiste Männer, die ich hoch achte und die mir neben vielem anderen auch ganz ohne Zweifel voraus haben, in einer Welt ohne Ländergrenzen und andere kleinliche Beschränkungen aufgewachsen zu sein, selbst sie wissen nicht genau: Wie ist es zu dieser Macht gekommen, wie ist sie im Einzelnen beschaffen und ist es möglich, sich überhaupt noch einmal von ihr zu befreien …

Ich wollte in Hamburg die Katharinenkirche besuchen, in der Bach als junger Bursche, immer mal auf einen Abstecher von Lüneburg rüberkommend, dem alten Reincken beim Orgelspiel lauschte. Ich ging und ging, schritt Straße für Straße, Gotteshaus für Gotteshaus ab, war hin- und hergerissen von den interessanten Lagen und Baustilen, aber ich fand nicht *die* Kirche, die ich suchte. Hatte mich die Riesenstadt so verwirrt, dass ich mit dem Plan, der mir helfen sollte, nicht zurechtkam? Oder ging ich, noch die beschaulichen Lübecker Dimensionen im Kopf, bei den in Rechnung zu stellenden Entfernungen fehl? Als ich das fünfte oder sechste Mal unter dem falschen Kirchenturm stand, gab ich mein Vorhaben auf. Die Zeit drängte. Ich wollte ja noch weiter.

Auf dem Weg zurück zum Bahnhof kam ich am Hamburger Rathaus vorbei, einem mächtigen Bau, der mich an ein zu groß geratenes, die Doppelseite eines Comic-Heftes mühelos füllendes Windsorschloss erinnerte. Nicht weit von dem geheimnisvollen Kastell geschah es dann. Ich stand plötzlich vor einem Guss aus Bronze (2) und mit einem Schlag waren der Zug nach Lüneburg, das Bach-Jahr samt Feuilletons, die klugen Männer, die nichts wissen, und auch alle Allianzen und Kooperationen vergessen.

Ein junger Mann, schlank und im langen Mantel, sah mir geradewegs in die Augen. Der müde in der linken Hand ruhende Kopf war nicht ebenmäßig geformt, wich merklich von der gewöhnlichen, als kreisrund empfundenen Norm ab. Ich dachte an den Kleinen Prinzen, wie ihn Antoine de Saint-Exupéry in seinem Buch gemalt und beschrieben hat, ein Wesen von rätselhafter Schönheit, magisch leuchtender Kraft und wohl nicht von dieser Welt. Auf die Tafel unter der Statue waren die Sätze gemeißelt:

„Ich habe nie großen Wert gelegt auf Dichter-Ruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt Ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit.“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

In dem Moment, auf dem Rathausplatz in Hamburg, war ich mir sicher, den Schlüssel zu einem großen Geheimnis gefunden zu haben. Doch ich hatte nicht die geringste Ahnung, um welches es sich im Einzelnen handeln könnte. Oder, sagen wir, allenfalls nur eine sehr ungefähre.

Das Jahr darauf ereignete sich etwas Besonderes in meiner Heimat, dem Vogtland. Reichenbach, die Stadt, in der ich viele Aufträge von der Zeitung habe, erlebte einen unvergesslichen Tag. Das 1839 in einem farbenfrohen italienischen Stil erbaute Rathaus wurde nach langer Rekonstruktion wieder der Öffentlichkeit übergeben. Architekten und Bauleute hatten sich wirklich alle Mühe gegeben. Es waren etliche neue Grundmauern zu ziehen gewesen, sämtliche Deckenbalken mussten ausgewechselt werden und die wachsenden amtlichen Ressorts hatten es erforderlich gemacht, dass auch noch im geräumigen Dachboden, wo zuvor Fledermäuse und Turmfalken freie Bahn hatten, stocknüchterne Büros eingerichtet wurden. Und es gab *noch* etwas Neues: In dem schmucken Rathaus war nun auch die bis dahin in einem fernen Winkel der Ortes dahindämmernde städtische Bibliothek untergebracht. Der Umstand war würdiger Anlass, die Einrichtung nach einem Sohn der Stadt, dem Schriftsteller Jürgen Fuchs, zu nennen.

Ich war bei dem Festakt im hohen, hell erleuchteten Ratssaal dabei. Es war ein eigenartiger Festakt. Es gab keine Festrede, es wurde nichts von Bach oder Mozart gespielt, es gab weder einen Chor mit weißen Blusen noch ein Bühnenbild mit goldener Schrift und überquellenden Blumengestecken. Junge Leute aus dem Gymnasium nahmen vorn Aufstellung, in Alltagskleidung, jeder, wie er gekommen war, und sie sangen alte Rock-Balladen wie „Ruby tuesday“ oder „Honky tonk woman“, Lieder, die ein paar Jahrzehnte zuvor eine Konferenz der Lehrerschaft, die Einberufung des Elternbeirats (3) oder einen strammen Fahnenappell – vielleicht auch alles zusammen – nach sich gezogen hätten.

Auf die kecken Sängerinnen und Sänger folgten mehrere in Schwarz gekleidete Herren, die ans Rednerpult traten und einer wie der andere viele Worte über Leben und Werke des Namensgebers machten. Ein großgewachsener, blonder Liedermacher setzte sich an den Flügel und trug einige der zuvor besprochenen Poesien samt eigens hinzugefügter, sehr akkordreicher Musik vor. Der Festakt dauerte mehr als zwei Stunden. Als alles

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

vorbei war und die geputzte Schar der Gäste wieder hinaus in den strahlenden Maitag strömte, herrschte eine seltsame, gespannte Stimmung. In kurzem Abstand traten zwei Männer an mich heran. „Ja, es war eine lange Feier, aber das haben *die* verdient, da mussten sie mal durch", sagte der eine. Der andere, offenbar der eben ins Spiel gebrachten, nur kurz als „die" bezeichneten Gruppierung zuzurechnen, meinte: „Alles hoch anzuerkennen und aller Ehren wert. Aber es war zu lang. Hätte man nicht auf die vielen Leute etwas Rücksicht nehmen können, die nicht so viel von Literatur verstehen?" Ich ging dann auch hinaus in die Sonne und mit jedem Schritt rückten „Ruby tuesday", die eben noch so lebendigen Erinnerungen, Verse und Akkorde ferner. Für den Moment jedenfalls.

Jürgen Fuchs wuchs in Reichenbach im Quartier am Mühlgraben auf, unten, in der großen Senke, wo nicht weit weg die Straße nach Lengenfeld entlangführt. Am Haus floss der Heinsdorfer Bach vorbei und einen Steinwurf von der Haustür weg ging es steil bergan schon hinaus aufs freie Feld. Im Winter wurde der Hang zur jubelnden Rodelstrecke. Der Aufstieg kräftigte die Lungen, die Abfahrt schulte Mut und Steuerkunst. Doch eines Tages war es mit dem freien Leben vorbei. Der Junge kam in die Schule. Dort, im Laufe der Zeit, muss etwas passiert sein, was nicht vorgesehen war. Trat das Ungemach plötzlich ein, entwickelte sich das Phänomen allmählich, Stufe für Stufe, oder wirkte von Anfang an zielgerichtet eine unergründliche elementare Kraft? Wie dem auch war: Der Junge schrieb Gedichte und machte sich Gedanken. Wer bin ich? Wer verfügt über mich und wozu? Stimmt das, was alle sagen und glauben? Wo sitzt die Macht, die ich jeden Tag zu spüren bekomme? Warum kann ich nicht ganz eins sein mit mir? Gibt es einen Feind, gegen den einzusetzen alles und jedes Mittel erlaubt ist? Darüber zerbrach sich der Junge vom Mühlgraben den Kopf, damals, als es auf alles eine klare, eindeutige Antwort gab.

Der Reichenbacher hörte mit dem Fragen und Grübeln auch in Jena, an der Universität, nicht auf. Die geballte, weithin kreuzbrav parierende Wissenschaft, der er dort auf Schritt und Tritt begegnete, weckte im Gegenteil neue, ungeahnte Begehrlichkeiten. Als er zu dem Schluss kam, dass es mit dem Dichten und Denken nicht genug sein könne, vielmehr etwas *getan* werden müsse gegen die tödliche Langeweile, gegen das bleierne Grau, den

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

öden Kommandoton im Land und er auch die ersten Schritte in die Richtung tat, gaben ihm die um ihren guten Ruf besorgten Oberen der Uni den Laufpass. Der junge Mann schloss sich nun nur um so enger an gleichgesinnte widerspenstige Elemente an und landete schließlich hinter Gittern. Er hatte, was das Maß vollmachte, die höchsten Repräsentanten des Staates als Barbaren bezeichnet. Anlass für den gewagten Vergleich war ein seinerzeit die gesamte geteilte Nation bewegendes besonderes Vorkommnis gewesen, in dessen Mittelpunkt ein schnauzbärtiger Sänger stand, der vielleicht etwas voreilig mit einem großen Widerredner und Zauberer deutscher Zunge verglichen wurde. (4)

Fast ein Jahr brachte der Reichenbacher im Gefängnis zu, wo er auch mit seltsamen Apparaturen, angeblich zum Durchleuchten von Paketen und Briefen bestimmt, in Berührung kam. Dann entließ man ihn gegen Zahlung einer stattlichen Summe in den anderen Teil des Vaterlands. Doch dort, wo alles anders und neu war, begann er kein anderes neues Leben. Er setzte sein altes Grüblerleben fort und kämpfte, anfangs mit bedeutender Unterstützung, später weitgehend auf sich allein und einige wenige Mitstreiter gestellt, weiter den alten Kampf. Als die Ordnung, gegen die er ein Leben lang angerannt war, eines schönen Tages vom Gang der Geschichte und dank einer Reihe glücklicher Nebenumstände wie nichts hinweg gefegt wurde, kam für den Rebellen vom Mühlgraben eine Zeit der Hochstimmung. Die Freude währte nicht lange. Die Kämpfe und Leiden der Vergangenheit, die das ganze Leben des jungen Mannes ausmachten, verblassten rasend schnell im Gedächtnis der Menschen. Das neue, größere Vaterland blickte straff nach vorn und gab von einem Tag zum andern nicht mehr viel auf Gedichte, auch auf Trauer und Erinnerung nicht. Darüber schrieb der Reichenbacher seinen Roman „Magdalena“, der so bittere Töne anschlug, dass sich vorübergehend ein bedeutendes Ministerium (5) mit ihm beschäftigte, Listen der handelnden Personen anlegte und diese nach unterschiedlichen Gefahrengruppen klassifizierte.

Nicht lange nach dieser Aufregung, gerade einmal achtundvierzig Jahre alt, starb der Dichter in Berlin. Er starb wie andere, die in jener inzwischen unendlich ferngerückten Zeit einmal in Gefängnissen saßen, in denen es jene seltsamen Durchleuchtungs-Apparate gab, an einer heimtückischen Krankheit. Der Nachweis für eine seinerzeit verfolgte heimtückische Absicht

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

konnte nicht geführt werden, da die Apparate nach dem Umsturz zwar entdeckt, fotografiert und registriert, leider aber nicht aufbewahrt wurden.

Als der Dichter tot war, ging ein Ruck durch Reichenbach, die Vaterstadt. Hatte man zuvor nicht allzu viel Aufhebens um den Sohn gemacht, der den Ort wiederholt vor laufender Kamera ein „Kaff" nannte, verneigte man sich nun um so tiefer vor ihm. Das verschaffte dem Städtchen beträchtliches Ansehen und warf im Gegenzug nicht das beste Licht auf die anderen, sich um ein Vieles bedeutender dünkenden Wirkungsstätten des Unbelehrbaren. In Jena etwa, an der Universität, wo früher *eine* Partei *alle* tyrannisierte, waren jetzt mehrere akademische Windrichtungen fleißig am Werk. Keine von ihnen fühlte sich zu Leuten, die einen eigenen Kopf oder gar Prinzipien hatten, hingezogen. Und in Berlin war die Welt so bunt geworden, das Leben ein so großes, kreisrundes Riesenrad, dass ein Dichter, zumal ein Toter, im Grunde weniger als gar nichts war.

Aber obwohl durch eine Tafel am Vaterhaus, durch die Bibliothek, ein Porträt in Öl (6) und so manches kluge und gute Wort geehrt – so richtig in die Arme genommen wurde der Sohn im Vogtland wohl immer noch nicht. Wie kommt mir ein solcher Gedanke? Nun, ich würde sicher nicht darauf verfallen, wäre ich Ordentlicher Professor, vereidigter Gutachter, Magister einer anerkannten erhabenen Fachrichtung, lizensierter Rechtsanwalt, amtierender Superintendent, verbeamteter Dezernent, Koordinator einer soziokulturellen Schwerpunkt-Initiative, Sekretär einer bedeutenden Persönlichkeit oder Bevollmächtigter einer Behörde mit exorbitanten hoheitlichen Aufgaben. Bei mir liegt der Fall anders. Ich schreibe über die Konzerte, die die Vogtland Philharmonie im nach Friederike Caroline Neuber, der Neuberin, genannten Reichenbacher Kulturhaus spielt. Das ist nicht nur eine in vielerlei Hinsicht lohnenswerte, mit beträchtlicher innerer Bewegung verbundene Aufgabe; darüber ist mein Gehör auch so scharf geworden, dass ich lausche, was der Wind murmelt, der abends vom Kuhberg her in die Stadt kommt, was die alten gutbürgerlichen Fassaden ringsum, derweil der Putz still rieselt, dazu einzuwerfen haben, von den Liedern der Amseln, Drosseln und Rotkehlchen im Park an der Trinititatiskirche, den herzergreifenden, ganz zu schweigen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ich will es so kurz wie möglich machen. Es geht in dem schwierigen Fall, der das große, ferne Hamburg mit unserem beschaulichen Reichenbach in schnurgerader Linie verbindet, letztlich um nichts Geringeres als das alte Deutschland mit seinen Paragraphen, Kanzleien, Stubengelehrten, Wasserpredigern, salomonischen Weisheiten und gesegneten Kanonaden. Der *eine* hat ein Leben lang gedichtet, auf dass es eines Tages einem neuen, besseren Land weichen möge und dank der einzigartigen Worte, die er fand, hat er mit seinem Traum noch nachfolgende Generationen angesteckt. Dem Düsseldorfer Kaufmannssohn war zu seiner Zeit für die Erreichung seines Ziels fast jeder Pakt und jeder Kumpan recht. Sogar den wilden Korsen, der sich für Gott hielt und die deutschen Fürsten für nichtsnutzige Wichte, sogar *den* unerschrockenen Eroberer und Tyrannen hat er dafür heiß in die Arme geschlossen.

Der *andere* hat in späterer Zeit mit seinen Versen und seinem ganzen scharfen Verstand, ob er es nun wollte oder nicht, sein Scherflein dazu beigetragen, dass jenes spinnwebene Deutschland, wenn auch nun überzogen mit einem verführerisch leuchtenden Lack, auch im Osten, wo Staat und Gesellschaft für einige Zeit eine andere Entwicklung nahmen, in neuer Größe wieder erstanden ist.

Eine vertrackte Geschichte. Jeder wollte das Beste. Jeder kann sagen: Da stand ich und konnte nicht anders.

Ist alles Leben, alles Dichten letztlich umsonst?

Man könnte es fast meinen.

Nun, wir können uns in dem Moment helfen, indem wir sagen: Die alten Ideale zählen nicht mehr. Die Zeiten haben sich geändert. Oder wir sagen: Das neue, bessere Land, damit ist nichts geworden, weil es damit nichts werden konnte. Und es wird auch nie etwas werden damit. Wir brauchen es gar nicht noch einmal zu versuchen. Denn der Mensch ist nicht gut, der Mensch ist schlecht. Daran hängt nun einmal alles.

Vom Bismarckturm auf dem Kuhberg bei dem Dörfchen Brockau, zwei Stunden Wegs von Reichenbach, sieht man bei klarem Wetter, vielleicht ein- oder zweimal im Jahr, bis zum Leipziger Völkerschlachtdenkmal. Groß ist die Freude an einem solchen Tag, ich hab es erlebt. „Seht, das Völker-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

schlachtdenkmal, vom Kuhberg aus, das Völkerschlachtdenkmal, unvorstellbar, Wahnsinn, wir sehen es“, jubelten Groß und Klein.

Die Strecke ist ein Millimeter von der Welt. Höchstens. *(2002)*

NACHDENKEN ÜBER VERFAHRENSWEISEN

Eigentlich wollte ich über Christa Wolf und was vor kurzem in unserem Land nach ihrem Ableben gesagt, geschrieben und gesendet wurde, kein Wort verlieren. Natürlich habe ich mir meinen Teil gedacht. Aber es handelt sich schlussendlich um eine heikle Thematik. Es geht hier nicht nur um Literatur. Beileibe nicht. Es geht ums Ganze. Andererseits: Ich habe nichts zu verbergen. Ich bin ein Wahrheitssucher so gut wie tausend andere.

Zunächst bekenne ich, wohl wissend, dass ich mich damit in beträchtlichen Gegensatz zu Freund und Feind bringen kann: Ich habe über Umfang und Tenor der Berichte und Kommentare gestaunt. Ich habe im Grunde meinen Ohren nicht getraut. Dass da auch Kritisches zur Sprache kam, jemand meinte, die inneren Widersprüche der Autorin könnten am Ende bedeutsamer sein als ihre Werke, hat mich weder geärgert noch irritiert. Eine Schriftstellerin, auch eine hoch gehandelte, ist keine Heilige.

Und vergessen wir nicht: Christa Wolf ist eine DDR-Schriftstellerin reinsten Wassers gewesen. Es gibt kaum eine Zeile von ihr, die nicht zu tun hat mit diesem Staat. Und noch dort, wo die Frau sein Scheitern anerkennt, ja, vielleicht sogar gutheißt, schwingt eine tüchtige Portion Trauer, möglicherweise ein wenig Erleichterung, aber kein Gramm Triumph mit. Dass einer solchen Person in Nachrichtensendungen und Magazinen mit Respekt gedacht wird, hat mich überrascht und berührt. Vielleicht ist doch noch nicht alles verloren, vielleicht hast du manches ein wenig zu schwarz gesehen, habe ich gedacht.

Man erlebt ja schließlich tagtäglich so einiges. Das dritte Reich und die DDR sollen und können nicht gleichgesetzt werden. Nie und nimmer. Das wird immer gerne gesagt, um einige Sätze weiter dann nun doch von den zwei Diktaturen zu reden, die die Ostdeutschen nacheinander erleiden mussten, weshalb so viele von ihnen sich so schwer mit der Demokratie, der Globalisierung und anderen Segnungen des menschlichen Fortschritts

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

tun. Anfangs habe ich mich über dergleichen Mutmaßungen gewundert. Später konnte ich mir ein ungutes Lachen nicht verkneifen. Jetzt zucke ich nur leicht die Schultern.

Über eine andere Verfahrensweise habe ich mich zuerst lustig gemacht und im Anschluss gewundert. In diversen fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen wie auch im Feuilleton ist immer wieder von der „sogenannten DDR-Literatur" die Rede. Das kann man nur missverstehen. Ist, was seinerzeit geschrieben wurde, trotz aller Bemühungen keine Literatur geworden? Wird dem Land generell das Recht auf eine eigene Literatur abgesprochen? War es demzufolge nicht einmal den Versuch wert gewesen, dass sich eine oder einer in jenen Jahren an die Schreibmaschine setzte? Wer hat den Begriff überhaupt aufgebracht? Müsste man die Frau oder den Mann nicht nachträglich noch belangen oder zumindest aktenkundig eines Besseren belehren? Um es noch einmal klipp und klar zu sagen: Das mit der merkwürdigen Beifügung versehene Konstrukt ist in jedem Falle ernst gemeint. Das wurde mir mehrfach von kompetenter Seite im direkten diskreten Gespräch versichert. Haben Sie damit ein Problem, wollte einmal jemand wissen. Ich antwortete mit einer Gegenfrage: Wären Sie gern ein Sogenannter?

Christa Wolf, die Dahingegangene, wurde jüngst reich mit lobenden Attributen bedacht. Es war wie bereits angemerkt fast schon zu viel des Guten. Dass führende Köpfe unseres Landes sie darüber hinaus auch eine deutsche Schriftstellerin nannten, hat hoffentlich etwas zu bedeuten. *(2011)*

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!